

druck machte, noch nicht gedacht hatten; und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit wird man in Zukunft die Epochenfigur des großen Kaisers neben den großen König und den großen Kurfürsten stellen. Freilich hat der Beiname eine etwas andere Bedeutung bei ihm, als bei seinen Vorgängern, die in der Epoche des aufsteigenden oder vollendeten autokratischen Absolutismus lebten und deren Minister in der Hauptsache nur Handlanger ihres Herrscherwillens waren. In der Epoche des Verfassungsstaats und der verantwortlichen Minister ist dies Verhältnis ein anderes geworden; und wenn man von dem großen Kaiser spricht, so erfordert die historische Gerechtigkeit, auch des großen Kanzlers zu gedenken, ohne dessen Rat und Hilfe die gewaltigen Erfolge seiner Regierung nicht errungen worden wären. Wir haben das eigenartige Verhältnis zwischen diesem Herrscher und seinem ersten Minister schon gekennzeichnet; es ist auch in der zweiten Hälfte der Regierung im ganzen so geblieben, wie es früher gewesen war. Nie hat Kaiser Wilhelm auf das eigene Urteil und den eigenen Willensentschluß verzichtet, mehrmals noch hat er mit seinem Kanzler vor großen Entscheidungen, wo seine Neigung zunächst vor dem Wege zurückschaute, den der Führer ihm zeigte, einen heftigen Meinungs- und Willenskampf ausgefochten, bis er das Heilsame und Notwendige des Rates innerlich und äußerlich anzuerkennen vermochte; aber dabei blieb er immer der Herr, und Bismarck, der verwegene Führer, der ihn zu den schroffen Höhen welthistorischen Ruhms emporleitete, wollte im Grunde nie etwas anderes sein, als „ein treuer deutscher Diener“ seines Herrn. Die gewaltigen Erfolge aber, die diese beiden seltenen Männer in solchem Zusammenwirken errangen, sind überhaupt nicht bloß durch persönliche Einsicht und Tatkraft zu erklären, sondern sie beruhen darauf, daß die gesammelten moralischen Kräfte des preussischen Staatswesens, die, durch die Arbeit und Übung von Jahrhunderten geschaffen, in diesen beiden großen Seelen zu seltener Reinheit und Stärke gesteigert waren, in den Dienst der historischen Aufgabe gestellt wurden, deren Lösung zugleich das preussische Machtbedürfnis und die nationalen Hoffnungen der deutschen Patrioten befriedigte.

Mit dem Zeitalter des ersten Kaisers endet die Aufgabe des Geschichtschreibers. Die kurze Regierung seines totkranken Nachfolgers weist keine Ereignisse von hervorragender historischer Bedeutung auf; und die inhaltreiche Geschichte Kaiser Wilhelms II. zu schreiben mag der Zukunft überlassen bleiben, die erst den rechten Standpunkt für eine zutreffende Würdigung gewähren kann. Immerhin wird hier zum Schluß eine kurze Betrachtung am Platze sein, die den Versuch macht, die Summe der folgenden 25 Jahre mit wenigen Worten anzudeuten.

Das Dreikaiserjahr 1888 macht Epoche in unserer Geschichte, um so deutlicher, als bei der kurzen Dauer der Regierung Kaiser Friedrichs gleichsam eine Generation ausfiel. Es ist zugleich ein bitteres persönliches Fürstenlos und ein politisches Schicksal unseres Volkes, das in dieser Wendung zum Ausdruck kommt. Welche tiefe Tragik liegt darin, daß der vom höchsten Streben beseelte Fürst, dessen Stirn unvergänglicher Siegeslorbeer unwand, nachdem ihm viele seiner besten Mannesjahre in erzwungener Tatlosigkeit zerronnen waren, mit 56 Jahren in eben dem Moment zur Regierung gelangte, wo die tödliche todbringende Krankheit, die ihn befallen hatte, ihm nur noch eine Frist von 99 Tagen ließ!

Dieser kraft- und geistbegabte Mann, dessen politische Haltung von jeher auf einen eigenen Ton gestimmt war, der glorreiche Führer in zwei großen Kriegen, sah sich seit dem Frieden durch die Stellung als Kronprinz vom öffentlichen Leben fast gänzlich ausgeschlossen und zu einer politischen Untätigkeit verdammt, die seinem Ehrgeiz und Tatendrang je länger je mehr unerträglich werden mußte. Die kurze Stellvertretung seines kaiserlichen Vaters während der Zeit, wo dieser an seiner Verwundung litt (1878), gab keinen Raum zu eigener freier Betätigung; der Vorsitz in dem wiederhergestellten Staatsrat gewährte bei der verhältnismäßigen Bedeutungslosigkeit dieser Stellung keine dauernde Befriedigung. Weder das Interesse für Kunst und Wissenschaft, das der Kronprinz mit seiner hochgebildeten, künstlerisch begabten Gemahlin teilte, noch die weitausgedehnten, in warmherzigem, großem Sinne geübten Humanitätsbestrebungen vermochten für den Mangel einer wahrhaft bedeutenden politischen Wirksamkeit zu entschädigen; und dieser Mangel kam dem Thronfolger um so empfindlicher zum Bewußtsein, als er mit vielem, was im staatlichen und kirchlichen Leben geschah, keineswegs ganz einverstanden war. Er hatte die liberalen Neigungen seiner jüngeren Jahre, die auf Einflüsse seiner hochsinuigen Mutter und seines Schwiegervaters, des englischen Prinz-Gemahls Albert, zurückgehen mochten, auch im reifen Mannesalter festgehalten, übrigens in innigem Einverständnis mit seiner hohen Gemahlin; sein Regierungsprogramm, das er bei der Thronbesteigung in einem Erlaß an den Reichskanzler veröffentlichte, zeigt trotz des gebliffentlichen Festhaltens an den Grundlagen und Traditionen des preußischen Staatslebens doch deutliche Spuren davon; und der bedeutendste Akt dieser kurzen Regierung, die Entlassung des Ministers des Innern von Puttkamer, hing mit der Abneigung des neuen Herrschers vor amtlichen Wahlbeeinflussungen zusammen, die er namentlich damals, bei dem Übergang von einer 3jährigen zu einer 5jährigen Legislaturperiode in Preußen wie im Reiche, durchaus beseitigt wissen wollte. Niemand vermag zu sagen, in welchen Regierungshandlungen sich der freiere politische Geist ausgewirkt haben würde, von dem Kaiser Friedrich beseelt war, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre; das aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß er weder ein parlamentarisches Parteiregiment beabsichtigt noch daran gedacht hat, den militärischen Charakter des preußischen Staates irgendwie anzutasten. Daß die auswärtige Politik in den gleichen Bahnen blieb wie bisher, dafür bürgte schon die Beibehaltung Bismarcks in der Stellung als Reichskanzler und Ministerpräsident, womit ja die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten verbunden war. Trotzdem wäre es wahrscheinlich gewesen, daß die durch den Verfassungskonflikt von 1862—66 und dann wieder durch den politischen Umschwung seit 1878 zurückgedrängten liberalen Elemente im öffentlichen Leben zu stärkerer Bedeutung gelangt sein würden; das Kartell der Konservativen und Nationalliberalen bot ja damals eine Grundlage für derartige Entwicklungen; es wäre möglich gewesen, daß, mit oder ohne den Kanzler, die innere Politik einen starken Ruck nach links hin gemacht hätte. Aber es ist müßig, über derartige Möglichkeiten nachzudenken; die Wirklichkeit hat dem Leben unseres Volkes andere Bahnen gewiesen. Die Generation liberaler Politiker, die mit Kaiser Friedrich jung gewesen war, ist nicht dazu gekommen, einen wirklich maßgebenden Einfluß auf die Regierung in Preußen und im Reiche auszuüben; Kaiser Wilhelm II., der in dem tatkräftigen Alter